

und der Duktus seiner Erzählung ist so, wie man sich das Mittelalter heute gemeinhin vorstellt: rustikal, lebensprall, frivol, gepaart mit christlicher Frömmigkeit und heidnischem Aberglauben. Das erinnert an die Gemälde von Pieter Bruegel d. Ä., an dessen Darstellung von Menschen, denen man die Härte des Alltags ebenso ansieht wie ihren unbedingten Willen zur Zerstreuung, an seine Darstellung des Zarten im Groben, wo Schamkapseln obszön in Stellung gebracht werden und Hausvieh durch die Szene stöbert.

Der Großvater erzählt dem Enkel drei Geschichten, mal märchenhaft, mal wie ein Gleichnis, und er erzählt sie in der Ahnung, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleibt. Er erzählt davon, wie der König eine junge Frau schwängert und dabei jenes goldene Ei verliert, das die Frau, Tora, neun Monate später als Nachgeburt wieder zur Welt bringt. Der Bastard des Königs ist mitnichten jener Hüne, den sich die Familie verspricht, „die Launenhaftigkeit des Schicksals hatte ihn nur einen Meter und zwölf Zentimeter groß werden lassen, denn so geht Gott, der Herr, mit leichtfertigen Prophezeiungen um. Wünscht man sich einen Nachkommen, der auf dem Feld für drei Männer arbeiten kann, wird man vom Herrn mit einem o-beinigen Zwerg belohnt.“ Sten, der Zwerg, verdient sein Geld, indem er sich auf Märkten zur Schau stellt: seine Verwachsenheit, aber auch das, was er da zwischen den O-Beinen trägt, „seine Geschlechtsorgane, denn das hängt davon ab, was man damit meint“. Seine Tochter Freja überlebt als Einzige die Pest, die biblische Katastrophe führt bei der Bevölkerung zu Fatalismus und Karnevalsstimmung: Im Angesicht des Schwarzen Todes wird hemmungslos gesoffen, gelacht und gevögelt, und so entsteht die nächste Generation.

Von einem Jungen, der eher einem Wurm gleicht und auf den Misthaufen geworfen wird, ist später die Rede, von Liebeszauber und Sodomie mit lebenden Fischen, selbst eine Giraffe tritt auf. Mehr und mehr mischen sich die Zeitebenen, der Großvater scheint selbst Protagonist seiner Geschichten zu sein, eine Dogge führt ebenso ein

unsterbliches Leben bis in die Gegenwart wie der ewige Nörgler Niels Ysted. Flunkert der Großvater? Aber was haben dann die Visionen des Erzählers zu bedeuten?

Alle Geschichten hier sind alt und endlos. Morten Ramsland erzählt vom Erinnern und von der Lust, vom Erzählen und Vererben, denn „was ist Fruchtbarkeit anderes als die Fähigkeit, in den Geschichten anderer weiterzuleben, ein beharrliches Festhalten am Leben, auch wenn du längst tot und verschwunden bist?“ Und immer wieder taucht das goldene Ei auf. „Es ist das Ei der Erinnerungen und des Gedächtnisses. Es lässt dich niemals in Ruhe!“

Die Legende vom goldenen Ei ist unterhaltsam geschrieben, flott, bisweilen albern, sprachlich dem Milieu angepasst, in dem sie spielt. Unsere Geschichte besteht aus Geschichten, und unsere Zukunft meistern wir, indem wir diese Geschichten immer wieder erzählen und aus ihnen lernen. Doch wer, so scheint sich nicht nur der Großvater, sondern auch der Autor zu sorgen, wird die Legenden weiterstricken in einer Zeit, da Mobiltelefone und Internet die Tradition nicht etwa auf moderner Ebene fortführen, sondern sie radikal kappen?

Steffen Roye

Morten Ramsland: Die Legende vom goldenen Ei. Roman. Aus dem Dänischen von Ulrich Sonnenberg. 280 Seiten. Schöffling. Frankfurt am Main 2018. € 22,00.

Blaue und rote Fäden

Das Romandebüt von Sabine Haupt, Professorin für Literaturwissenschaft in Fribourg, mutet sehr vielversprechend an. Die gebürtige Gießenerin, die seit fast 40 Jahren in der französischen Schweiz lebt und arbeitet, zeichnet ein umfassendes Krisenszenario vor Pariser Kulisse: Während ein Jahrhundertsommer wütet und sich für alle Beteiligten zum Überlebensrisiko entwickelt, ringt die wissenschaftlich tätige und ursprünglich aus Genf stammende Ich-Erzählerin um die Fertigstellung eines monumentalen Textes. Fern der eigenen Heimat und auf der Suche nach authentischen Liebeserfahrungen

schreibt sie an einer Kulturgeschichte des Wartens, die sich in Auszügen nebst den Kommentaren der Verlegerin im Romantext wiederfindet.

Die eigentliche Handlung bewegt sich auf sehr unterschiedlichen Ebenen: Während der Gegenwart, die die Protagonistin zu meist allein in ihrer überhitzten Mansardenwohnung oder in der glutheißen Enge der Pariser Stadtviertel zubringt, verhältnismäßig wenig Erzählraum zugestanden wird, erfährt man wesentlich mehr über ihre (Beziehungs-)Geschichte. Ihr Liebesleben ist eine Art episodischer Versuch, sich selbst und den anderen zu finden, und erweist sich als Identitätsspiel: Am längsten währt dabei offensichtlich die Beziehung zu Philippe, einem deutlich älteren Philosophieprofessoren, der ihr die Pariser Wohnung zur Verfügung gestellt hat und sie – so gibt der Text erschöpfend wieder – ausdauernd mit seinem tiefen Weltwissen konfrontiert. Doch auch ihre anderen, teils nur sehr kurzfristigen Liaisons sind nicht problemlos. Darüber hinaus steigert die Protagonistin die Verwirrung, indem sie sich im Internet auf Partnersuche begibt, wo sie unter wechselnden Identitäten versucht, dem Treiben eines zwischen Perversion und Esoterik wandelnden „Silberwolfs“ auf die Spur zu kommen.

In dieser Fülle von Perspektiven und fortwährenden Anreicherungen des Textes geht Entscheidendes unter: Haupts Erzählen ist derart flüchtig und additiv-episodisch, dass die Handlung nicht auf zentrale Konflikte zusteuern kann und sich der Text eher zu einem Nebeneinander von Diskursen und Teil-Texten entwickelt, dem die dramatische Dynamik fehlt. Dazu gehört, dass die Protagonistin seltsam profillos erscheint, auch weil mehr Diskursmaterial um sie herum arrangiert wird, als dass ihr Charakter stärker konturiert würde. So spielt der Text zwar thematisch auf der großen Klaviatur von Geschlechterkonflikten, politischen Umwälzungen, Zukunftsdebatten um den Transhumanismus und philosophischen Fragen der Willensfreiheit (maßgeblich durch die Philippe-Figur initiiert), verliert aber seine Figuren aus den Augen. Dazu

hätte man die nur zaghaft angedeutete Rahmensituation der Jahrhunderthitze zu einer stärkeren Dystopie als handlungsleitendem Element ausbauen können. Unter diesen Bedingungen kann Haupts Roman die inhaltlich durchaus angelegten Spannungen und Brüche erzählerisch nicht konsequent zur Geltung bringen, verliert Zentrum und Durchschlagskraft.

Simon Scharf

Sabine Haupt: Der blaue Faden. Pariser Dunkelziffern. 520 Seiten. Die Brotsuppe. Biel 2018. € 35,00.

Archivreise zwecks Familiengeschichte

Kolja Mensing, 1971 in Oldenburg geboren, lebt als Literaturredakteur bei Deutschlandfunk Kultur in Berlin. 2011 hat er sich in *Die Legenden der Väter* seiner Familiengeschichte zugewandt und in aufwendiger Recherche ermittelt, dass der ihm unbekannt gebliebene polnische Großvater entgegen dem vom Vater gepflegten Bild kein Held, sondern eher ein Durchwurstler war. Mensings penible Dekonstruktion einer Familienlegende ist eine ausgesprochen lohnende Lektüre, da waren sich die Rezensentinnen von FAZ, taz und *Am Erker* einig.

In *Fels* befasst sich der Autor erneut mit der Geschichte seiner Familie, nun aber anhand des jüdischen Viehhändlers Albert Fels, der im Haus des Onkels seiner Großmutter lebte, Ende der 30er Jahre in eine Heilanstalt kam und nicht zurückkehrte. Stets stand die romantische Kriegsliebe der Großeltern im Vordergrund der Erzählungen, während der arg verkommene, auch wohl psychisch kranke Viehhändler nur als flüchtiger Schatten in den altersgoldenen Schilderungen der Großmutter vorkam. Kolja Mensing indes ist einmal mehr ins Archiv gegangen, hat die Geschichte der Familie Fels und die seines Urgroßonkels rekonstruiert und erneut Erstaunliches, wenig Schmeichelhaftes zutage gefördert, kurz gesagt eine toxische Mischung aus Ressentiment und Habgier. So packend das anfangs zu lesen ist: Allmählich erlahmt die erzählerische Kraft, und es